

(Nachdruck verboten.)

## 19) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer,

Zweites Buch.

Am Tage nach der Rückkehr aus dem Manövergelände wurden die Alten entlassen.

Weiner lag schon seit acht Tagen im Lazarett. Vom Manöverfeld war er heimtransportiert worden.

Seine gleichalterigen Kameraden zogen voller Jubel in die Heimat, und er mußte krank im Lazarett liegen.

Bald wurden die ausgewählten Mannschaften zum Sanitätskorps ins Lazarett beordert.

Unter ihnen war Volter, dessen erster Gang, sobald die Umsiedlungs- und Einkleidungsarbeiten vorüber waren, seinem Freunde galt.

Auf der inneren Station lag Weiner, und der Zufall wollte es, daß Volter als Sanitätsfeldat der selben Station zugeteilt wurde.

Die Krankenzahl des Lazarett hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die meisten Kranken waren solche aus dem Manöver.

In dem Saale, in dem man Weiner untergebracht hatte, waren alle Betten besetzt. Volter, der zum erstenmal das Innere eines Lazarett betrat, fiel die peinliche Sauberkeit angenehm auf, die überall herrschte. Die Betten waren mit weichem Leinen überzogen; nicht wie in der Kaserne mit blaufarbigem Baumwolltuch. Die eisernen Bettstellen waren mit weißer Lackfarbe angestrichen, und an jedem Kopfende der Betten hingen schwarze Tafeln an einer Stange. Auf den Tafeln stand der Name und der Truppenteil des Kranken, die Befestigungsform und die Krankheit.

Reise betrat Volter das Zimmer. Sein Blick überflog die Lagerstätten und die Kopftafeln. Da — am Fenster, links, stand Weiners Bett. Auf den Fußspitzen, um die Schlafenden nicht zu stören, trat Volter herein. Weiner hatte seinen Rücken der Tür zugekehrt und bemerkte Volter nicht. Wie ihn dieser an der Schulter berührte, drehte er sich langsam um.

Sie erkannten sich kaum wieder. Volter in dunkler Sanitätsuniform und Weiner leichenblau, hohlwangig, unrasiert und fiebernd im Bett liegend. Betrübte lächelnd reichte Weiner seinem Freunde die Hand.

„Das freut mich, Zeit, daß Du mich besuchen kommst,“ flüsterte er mit schwacher Stimme.

„Mein lieber Fritz!“ Weiter wußte Volter nichts zu sagen. Wieder und wieder drückte er ihm die heiße Hand.

„Siehst Du, Zeit; jetzt kannst Du mich noch behandeln.“

„Daß das gerade Dir passieren mußte.“

„Daß nur! Ich habe mich schon damit abgefunden. Ich hatte mich zu sehr auf meine Entlassung gefreut. Nun liege ich hier, und die andern sind schon daheim.“

„Was fehlt Dir? Was meint der Arzt?“

„Ich weiß nicht. Die Ärzte wissen auch nichts. Ich habe bloß hohes Fieber. Dabei ist mir so elend zumute — so unsäglich elend! Aber es freut mich, daß Du gekommen bist. Was macht Deine Braut?“

„Danke, ihr geht es gut. Sie läßt Dich grüßen und fragen, ob sie Dich einmal besuchen kann.“

„Ihr Lieben! Ich danke Euch. Natürlich kann sie mich besuchen. Sag ihr nur, ich wäre glücklich, ihr die Hand drücken zu können.“

„Kommenden Sonntag wird sie dann hier sein. — Aber sag mir doch, wie ist das mit Dir gekommen? Konntest Du Dich nicht eher krank melden? Mußtest Du erst zusammenbrechen?“

„Ich hatte mich ja am Tage vorher krank gemeldet. Der Stabsarzt konnte aber an mir nichts finden und schickte mich wieder zum Dienst. Ich hielt mich selbst nicht für so sehr krank. Ich hatte nur ein beklemmendes Gefühl im Kopf und in der Brust und glaubte schließlich doch noch weiter mitmachen zu können. Am nächsten Tage, auf dem großen Marsche, wurde mir dann plötzlich schwindlig — und was weiter geschah, weiß ich nicht. Hier im Lazarett kam ich erst wieder zur Besinnung.“

„Kann ich etwas für Dich tun?“

„Ich wüßte nicht, was. Komm nur oft zu mir. Das ist alles, worum ich Dich bitte.“

„Gewiß werde ich kommen, so oft ich nur kann. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, daß Du bald, recht bald wieder gesund wirst.“

Nach einem warmen Händedruck ging Volter wieder so leise aus dem Krankenzimmer, wie er gekommen war.

Zwei große Zimmer des Erdgeschosses waren für die Sanitätsschüler bestimmt. Die Stuben waren ebenso sauber wie oben im ersten Stock die Krankenräume. Kein Vergleich mit den Revierstuben in der Kaserne. Hier waren weißangestrichene Spinden — viel bessere eiserne Bettstellen mit weißem Bettzeug und Koffhaarmatrakzen. Dann standen die Betten nebeneinander, nicht wie in der Kaserne, wo noch in Bett auf das untere gestellt war.

Man sah es den Sanitätsschülern an, wie sie sich über die Verringerung ihrer Wohnungsverhältnisse und Lebensweise freuten. Nur Volter hielt sich abseits von den andern. Der Gedanke an seinen kranken Freund, der über ihm fiebernd auf der Station lag, war zu schmerzhaft für ihn.

Seine neuen Kameraden waren durchweg gebildete und intelligente Leute. Einer von seinem Bataillon war ihm schon in der Kaserne bekannt, Bornemann von der zwölften Kompagnie, Hamburger, von Beruf Zigarrensortierer, ein allezeit fideles Kerl. Die Angabe seiner Berufsart machte ihm besonders Spaß. Wenn er einem Vorgesetzten mit einem gewissen Stolz seinen Beruf nannte, freute er sich immer auf das verdutete Gesicht, das der Fragende danach machte. In der Kaserne kannte man ihn schon als geriebenen Jungen. Mit seinem Hamburger Dialekt, der seiner Rede einen humoristischen Beifang gab, war er hübsch schlagfertig. Immer hatte er eine gewitzte Antwort auf den Lippen.

Borderzähne hatte er fast keine mehr. Die vereinzelt Ueberreste seines Gebisses waren kohlrabenschwarz. Besonders häßlich machte ihn das nicht. Es fiel nicht auf infolge seines originellen, pfiffigen Gesichtsausdrucks. In jeder Situation fand er sich mit seinem Humor zurecht, und überall konnte er ihn anbringen, ohne die Disziplin zu verletzen. Nichtig charakterisierte ihn sein Schlagwort, das er oft unter den Kameraden gebrauchte: „Mensch, wir packen das Zeug!“ Damit drückte er seine Findigkeit aus, die er immer bewies. Daß er das Zeug gepackt und durch seine Schlaueit sich zum Sanitätsgehilfen ins Lazarett geschlängelt hatte, wurde von ihm mit dem nötigen Nachdruck seinen Kameraden beigebracht, die in seinen Ton freudig einstimmten. Einen Treffpunkt für seine Witze hatte er bald in Sonapp gefunden, der keinen Scherz übelnahm. Ein Techniker mit ziemlicher Unbeholfenheit begab, die sich auch in seinem Aeußeren zeigte. Aber er war keineswegs dumm, wofür er wohl anfangs von manchem gehalten wurde.

Die Sanitätsunteroffiziere als Stationsaufseher der drei Krankenabteilungen machten den ihnen zugeteilten Sanitätsschülern ihre Instruktionen bekannt. Hier herrschte ein ganz anderer Ton zwischen den Vorgesetzten und Gemeinen; er hatte gar keine Ähnlichkeit mit dem der Kaserne. Er war nicht so grob militärisch, nur dienstlich, gemessen.

Jeden Nachmittag gab es einige Stunden Unterricht. Teils vom Assistentenarzt, der zugleich auch wachhabender Arzt war, teils vom ältesten Sanitätsfeldwebel. Beim ersteren theoretisch über Anatomie, Krankheiten und deren Behandlungen, und beim Feldwebel praktisch, über Verbände, Gebrauch der Medikamente und Instrumente. Bei etwas Aufmerksamkeit mußte das auch einem nur mittelmäßig Begabten nicht schwer fallen. Alle waren ja froh, den Kasernen-drill hinter sich zu haben, und folgten allem, was der Sanitätsdienst forderte, mit großem Interesse.

Sier war für jeden ein ganz anderer Wirkungskreis als in der Front. Hier zählten sie nicht mehr zur Masse, zur Herde, was allen äußerst angenehm war. Der Kost konnten sie in Anbetracht des Kasernenessens auch nur Gutes nachsagen. Das ganze neue Milieu verursachte bei allen eine große Zufriedenheit, die sich in ihren Unterhaltungen auch kundgab.

„Nicht, Kollegen? Hier werden wir es schon das Jahr noch anshalten!“

„Wir werden das Zeug schon packen!“ rief Böhlde, der Photograph, dem Vornemann zu, dem es riesigen Spaß machte, wenn sein Schlagwort von einem anderen angewandt wurde.

Die Schüler für alle Stationen mußten sich bei den betreffenden Stationsärzten im Ordnonanzanzug zu Verfügung melden. In dem ersten Jahr ihrer Dienstzeit hatten sie gelernt, was ein Ordnonanzug zu bedeuten hat. Seine ganze Pufffertigkeit setzte jeder einzelne jetzt darein, seinen Anzug so tadellos wie nur möglich herzurichten.

Vor dem Konferenzzimmer warteten sie dann am Morgen in Wachs und Glanz auf das Erscheinen der Ärzte.

Vor Meldungen und Befehlen hatten die meisten Respekt. Was kann ihnen dabei doch alles passieren! Der Rock konnte dem Borgefekten nicht sauber genug sein — der Helm nicht genügend blank. Dann konnte man sich leicht beim Herunter-schnarren der militärischen Meldung verplappern. Und vor den Ärzten wollten doch alle einen guten Eindruck machen.

Stabsarzt Renner war der gefürchtetste des Lazarett's. Das hatten sie schon in Erfahrung gebracht. Nichts sollte ihm recht sein, und an jeder Kleinigkeit sollte er zu mäkeln haben.

Vornemann und Volter waren mit unter denen für die innere Station. Vornemann nahm alles wie gewöhnlich mit seiner bekannten Leichtfertigkeit. Volter blieb ernst und ruhig. Sämtliche Ärzte, außer Stabsarzt Renner, waren schon im Konferenzzimmer eingetroffen. Schnell hatten sie ihre schriftlichen Arbeiten erledigt und waren im Begriffe, ihre Stationen aufzusuchen. Sobald einer in der Tür erschien, platteten ihm die zugeteilten Schüler mit ihren Meldungen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die letzte Sünde.

Frei nach G. I. Uspensky von M. Feofanoff.

In der Hauptstraße des Ortes Krivoi Bug fuhr langsam ein kleiner wackliger Schlitten dahin, den ein kleines mageres Pferd mit nicht geringer Mühe zog. In dem Schlitten saß ein kleiner ergaunter Mann, ganz in sich gebuddelt, so daß es den Anschein hatte, als sei er in Schlaf gesunken. Auch das Pferdchen schien wie im Schlaf seine mageren kraftlosen Beine mit den winzigen Hufen und den zotteligen Haaren zu rühren. Es lam faum vom Fleck, aber dem alten Mann fiel es nicht ein, es auch nur mit einem Zuruf anzutreiben.

Endlich erreichte der Schlitten das große stattliche Gebäude, in dem die Genossenschaftsbank ihre Bureaus hatte. An einem Baume, der hier einsam an der Straße stand, blieb das Pferd stehen. Eine geraume Zeit berging, bis der alte Mann aus dem Schlitten gestiegen war. Er war bedächtig und schwerfällig in seinen Bewegungen. Endlich hatte er das Pferd an den Baum angebunden und schied sich an, die hohen Stufen des Bankgebäudes hinaufzusteigen. Ein paar mal blieb er unterwegs stehen, als bestimme er sich auf etwas, und nach jedem Besinnen gab er sich einen Ruck zum Weitersteigen.

Nun trat er durch das große Portal und befand sich in dem langen Korridor. Hier war Tür an Tür, und er klopfte an jede an. Und an jeder mußte er auf den Bescheid warten, den er verlangt hatte. Endlich war er in dem Bureau, das er suchte. Seine Mühe hielt er in der Hand, verlegen und suchend. Er sah sich nach dem Heiligenbilde um, das er in den Stuben zu finden gewöhnt war. Als er es nicht fand, schlug er doch sein Kreuz und verneigte sich nach der Stelle, wo nach seiner Ansicht das Heiligenbild hätte aufgehängt sein müssen. Dann schaute er sich aufmerksam jeden einzelnen an und prüfte sein Gesicht, als suche er einen Bekannten, oder als suche er einen Menschen, mit dem er reden könnte.

Ein Beamter erhob sich von seinem Platze und trat an den Schalter.

„Gnädiger Herr, ich möchte Sie bitten, mir armen Waisen zu helfen,“ sagte der kleine alte Bauer und verharrete in seiner gebückten Haltung.

„Bist Du denn eine Waise, Großväterchen?“ fragte der Beamte freundlich, aber mit einem halb spöttischen Lächeln.

„Ja,“ sagte der Bauer und richtete sich ein wenig auf, „ich bin eine verlassene Waise! Ich habe weder Weib noch Kinder. Weder Schwiegerohn noch Schwiegertochter. Wozu einen Enkel habe ich, der lebt aber auch nicht bei mir, sondern bei seiner Tante. Ich habe niemand mehr auf der Welt. Ich bin ganz allein und verlassen. Bruder, — allein und verlassen!“

Diese letzten Worte fielen schwer wie Blutstropfen. Sie fielen aus einem wunden Herzen, das nicht mehr Kraft genug hatte, einen Schrei auszustößen. Seine letzte Lebenskraft hatte der gebeugte alte Mann für die zwei Worte „allein“ und „verlassen“ ge-

jammelt, und darum ließ die Kälte der Einsamkeit dieses Menschen, den niemand kannte, alle Anwesenden erschauern. Es war einen Augenblick so still in dem Raum, daß man den Atem der einzelnen hören konnte.

Der Bauer richtete sich ein wenig höher auf.

„Ich bin einsam und allein wie ein Grashalm auf dem Felde, wie ein Baum im Schnee . . . Und das ist nach Gottes Willen geschehen, und es ist recht geschehen. Ich war in jungen Jahren stark und unbeugsam und litt keinen Widerspruch. Mit einem Worte, ich hatte einen Charakter wie Eisen und einen Willen wie Stahl. Als Leibeigener habe ich darum auch viel Prügel wegen Ungehorsams erhalten, aber ich habe keinen Schrei getan, nicht einen! So stark wie ich war, so stark hat mich auch Gott gestraft . . . Und mein unbeugsamer Charakter ist daran schuld, daß ich nun im Alter niemand habe, mit dem ich ein Wort reden könnte . . . In meiner Familie war ich unerbittlich und streng, meiner Frau ein grausamer Mann und meinem Sohne ein böser Vater . . . Ich hatte bloß einen Sohn, und wider seinen Willen habe ich ihn verheiratet. Drei Jahre hat er mit seiner Frau zusammengelebt, drei bittere Jahre, bis er sie im vierten ermordete. Er wurde nach Sibirien verbannt. Seine Mutter hat sich zu Tode geweint, und ein halbes Jahr nach seiner Verurteilung ist sie gestorben. Ich war nun allein, ich und mein Enkel von drei Jahren. Gott hat mich mit einem Male gestraft. Alles nahm er mir, und wie mit einem Witz schlug er mich. Den Enkel brachte ich zu der Schwester seiner Mutter, und das einzige, was ich tun kann, ist, für ihn zu sorgen, soviel in meinen schwachen Kräften steht. Vier Jahre sind nun vergangen, alle Kraft ist mir genommen, ich habe mich todmatt geweint. Ich bin in Weinen fast erschmolzen. Denken Sie bloß, Bruder, ganz allein und verlassen . . .“

Dem Alten rannen die Tränen übers Gesicht. Auch die Anwesenden bekamen feuchte Augen. Nachdem sich der Alte ein wenig beruhigt hatte, sagte der Beamte:

„Na, und was möchtest Du nun hier?“

„Ich will mein Kapital hier zur Aufbewahrung für meinen Enkel abgeben.“

„Wie groß ist denn Dein . . . Dein Kapital?“

„Ich habe zweiundvierzig Rubel in Papiergeld . . . da ist das Geld. Was raten Sie mir, damit zu machen?“

Es wurde nun dem Alten erklärt, daß er entweder das Geld zu dem und dem Zinsfuß auf eine bestimmte Anzahl von Jahren einzahlen, oder daß er als Mitglied in die Genossenschaftsbank eintreten könnte, wodurch sich der Zinsfuß noch höher stellen würde.

„Zinsen will ich nicht haben!“ sagte der Alte barsch. „Nein, um keinen Preis. Davor soll mich Gott behüten! Möge mir eher die Hand verdorren! Genau was ich einzahle, das sollt Ihr meinem Enkel später wieder auszahlen. Diese Sünde, daß mein Geld Zinsen tragen soll, nehme ich nicht auf mich. Diese Sünde nicht!“

„Was soll denn dann aber aus den Zinsen werden?“

„Das geht mich nichts an. Ich will sie nicht haben.“

„Wie alt ist denn Dein Enkel?“

„Sieben Jahre!“

„Zehn Jahre also würde das Geld liegen, folglich entgehen ihm so gegen fünfzig Rubel. Bedenke. Fünfzig Rubel, die ihm verloren gingen. Warum willst Du ihm die Zinsen nicht gönnen?“

Der Alte richtete sich nun ganz gerade auf.

„Laßt mich mit reinem Gewissen sterben!“ sagte er mit Bestimmtheit. „Ich will nicht dieses unreine Geld haben, und mögen es tausend Rubel sein. Zinsen? Nein! Weiß ich, woher sie stammen? Weiß ich, was daran hängt, wieviel Blut und Nummer oder gar Schande? Ich gebe Euch mein Geld, das ich ehrlich erworben habe. Ehrlich, mit Schweiß und Blut. Jede Kopeke ist von meinem Schweiß, jede ist von meinem Blute. Aber Zinsen! Ich will sie nicht! Verstehet Ihr das?“

Der Beamte lächelte ein wenig. Aber er war doch verlegen, denn diese Auffassung war ihm neu und fremd.

„Also Du willst die Zinsen nicht haben?“

„Nein!“

„Na, das ist Deine Sache. Aber denk daran, Alter, daß Dein Enkel jetzt klein ist, und wenn er erwachsen sein wird, kann ihm jede Kopeke in der schweren Zeit nützen.“

„Der liebe Gott wird ihn nicht verlassen. Dafür brauch ich nicht zu sorgen. Und Gott verbietet, fremdes Eigentum zu nehmen. Zinsen sind fremdes Eigentum, und ich sage es noch einmal, ich will sie nicht.“

Nach langem Hin- und Herreden, wobei der Alte auf seinem Standpunkte verharrete, daß es Sünde sei, fremdes Geld zu nehmen, wurde ein Testament aufgesetzt, wonach der Enkel die eingezahlten zweiundvierzig Rubel erhalten sollte, die Zinsen aber der lokalen Schule zum Einkauf von Papier, Tinte und Büchern zufallen sollten. Das Vermächtnis wurde von einigen Anwesenden unterschrieben, und man sandte einen Boten nach dem Kassierer.

Der Alte nahm indessen auf einer Bank Platz und verfolgte mit Neugier und Mißtrauen, was in dem Hause vorging. Er schob die Hände zwischen die Knie, und wie er so mit vorgebeugtem Kopfe dasah, glück er einem Schlafenden.

So verging eine halbe Stunde, dann erschien der Kassierer. Man rief den Alten und er trat an den Schalter. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. Er hielt sich jetzt gerade, ja sogar stramm, als wäre die Kraft seiner Jugend wieder in ihn gefahren.

Aber auf seinem Gesichte war ein neuer Zug, der Zug einer schmerzlichen Starrheit. Es mußte eine große innere Bewegung in ihm vorgegangen sein, und ihr Eindruck hatte sich auf seinem Gesichte eingegraben, wie sich auf einem Totenantlitz der letzte Schmerz eingräbt. Seine Hände stützten sich auf das Schalterbrett, ihre Muskeln und Adern schwolken an von dem Gewichte, mit dem er sich auf sie stützte. Mit der tonlosen Stimme der Entschlossenheit sagte er:

„Ich bin einverstanden . . . Gott steh mir bei . . . Möge mein Entel auch die Zinsen bekommen. Ich nehme die Sünde auf mich. Denn . . . Gott sieht es, schwere Zeiten werden kommen . . . Schreiben Sie auf, daß mein Entel die Zinsen auch bekommen soll.“

Das Dokument wurde umgeschrieben. Auf dem Gesichte des Alten aber spiegelte sich deutlich das Bewußtsein der schweren Sünde, die er auf sich geladen hatte . . . und die schwerer war, als alle, die er je begangen in seinem schlechten Leben — doch man las auch die Entschlossenheit, mit der er sie auf sich nahm, um sie bereinigt zu verantworten.

Die Angst vor den kommenden schweren Zeiten, — nur deshalb hatte er es getan —, sie hatte ihm den Mut gegeben zu seiner letzten Sünde. Und nun er sie um des Kindes willen auf sich genommen hatte, ward es ruhig und friedlich in ihm.

(Nachdruck verboten.)

## Buchara.

Von Dr. F. von Papen.

Buchara! Märchenbilder aus „Tausend und eine Nacht“ steigen vor meinen Augen auf. Vor mir sehe ich im Geiste die zinnenge schmückten Mauern der heiligen Stadt, hinter denen das buntschillernde Leben des Morgenlandes wogt. Scheheresades Gestalten werden lebendig: der Fürst, der über Leben und Tod gebietet, der hohe Beamte in goldstropfendem Gewande, vor dem die Untertanen auf die Knie sinken, der weise Kullah mit langem Barte und der bettelnde Derwisch. „Ach, hätte ich Flügel wie Tauben, so enteifte ich und nähme Wohnung dort in der Wüste.“ Sehnsucht nach dem fernen Wunderlande weckt das Wort des königlichen Sängers in meiner Seele. —

Wohl in keiner Stadt des Morgenlandes hat sich der Orient in seiner typischsten Form so rein, so unverfälscht erhalten wie in der Residenz des Emirs von Buchara. Fast spurlos ist die alles gleichmachende Neuzeit an ihr vorübergegangen. Zu ihr dringt nichts von den weltgeschichtlichen Ereignissen, die den übrigen Erdball in Aufregung versetzen. Buchara ist eine Welt für sich; was sie bewegt, dringt nicht über die bröcklige Lehmmauer hinüber, die sie umgibt. Wie lange noch?

Buntes Leben und Treiben herrscht von morgens früh bis zum Sonnenuntergang auf dem Basar der Stadt, kaleidoskopartig wechselnd. Durch die engen, zum großen Teil gedekten Straßen drängt sich eine vielsprachige Menge, die in allen Farben des Regenbogens leuchtet: Sarten, Mongolen, Kirgisen, Afghanen, Perser, Turkmene, Schiwinen, Parzen, Inder, Juden und Zigeuner. Alle unterscheiden sie sich voneinander durch den Gesichtstypus, die Farbe der Haut, die alle Stalten vom dunkelsten Braun bis zum hellsten Weiß zeigen, den Kopfschmuck, die Haartracht und die Kleidung. Wir bewundern die stattliche Größe der männlichen Sarten, der eigentlichen Bewohner der Stadt, mit ihren sorgfältig gepflegten schwarzen Bärten. Ihre schlaftrödelähnlichen Gewänder, Chalate genannt, reichen bis auf die weichen Schuhe aus buntgefärbtem Ziegenleder herab. Das nach Landesitte glatt rasirte Haupt ist mit einem Kappchen bedeckt und auf diesem thront der schneeweiße, kuschelweiche Turban, der bis 24 Meter lang ist, schnell und elegant um den Kopf zu wickeln und ein ebenso großes, die verschiedenen Turbanarten unterscheiden zu können. Die einzelnen Stände: Adlige, Gelehrte, Beamte, Kullahs, und Kaufleute pflegen nämlich den Turban verschieden zu winden, so daß der Kenner an der Art des Bindens den Stand eines jeden erkennen kann. Gewöhnlich sind die Enden des Turbans verborgen, nur beim Gebet läßt man sie an der Seite herunterhängen, was bei den Afghanen und Kirgisen immer der Fall ist, sofern letztere nicht ihre ganz eigenartigen großen Hauben mit Raden-, Ohren- und Badenschuh aus rotem Samt oder Pelz tragen. Den Juden ist der Gebrauch des Turbans verboten, sie bedecken ihr Haupt mit schwarzen Samtkappchen. Die Inder, von denen die Hindus durch das auf der Stirn eingetragene Kastienabzeichen zu erkennen sind, fülpen hohe, vierzipfelige Mützen von schwarzem Kaliko auf ihr Haupt, die mit den Birzels der katholischen Geistlichen viel Ähnlichkeit haben und vielleicht mit diesen auf gemeinsamen Ursprung zurückgehen. Selbst beim größten Sonnenbrande legen die wildaussehenden Turkmene ihre gewaltigen Pelzmützen nicht ab. In kurzgeschorenen Fellmützen erscheinen die Perser.

Zu der Mannigfaltigkeit der Gewänder und Kopfbedeckungen kommt die seltsame Buntfärbigkeit der Chalate. Wohin unsere Augen sich wenden, erblicken sie leuchtende Farben, als hätte ein Maler die Vorübergehenden mit allen Resten seiner Palette bestrichen.

In merkwürdigem Kontrast zu der Vielfarbigkeit der männlichen Bewohner steht die traurige Einförmigkeit der Frauen. Ein graues oder schwarzes Gewand, das wie ein Schal über den Kopf gelegt ist und vor der Brust mit einer Agraffe zusammengehalten wird, umgibt ihre Gestalt. Nur bisweilen sehen wir freundliche Farben an den weiblichen Chalaten. Die Armeisten sehen die Welt, die für sie ebenso beschränkt ist wie ihr geistiger Horizont, nur durch den schwarzen dichten Koffhaarschleier, der ihr Gesicht bedeckt. Ein trauriges Loos, zu dem der Islam die Frauen verdammt! Hier in seiner Hochburg Buchara, wo der Mohammedanismus sich seit einem Jahrtausend wie an keinem anderen Ort rein und unverfälscht erhalten hat, ist es besonders beklagenswert. Selten verlassen sie ihr trostloses Heim. Aengstlich suchen sie ihren Weg durch die Menge, stets in Sorge, überfahren oder überritten zu werden. Da haben es die Kirgisen besser. Hoch zu Ross oder auf dem Kamele erscheinen sie im Gewühl; auf dem unerschleierten Haupte mit dem rabenschwarzen Haar thront der mächtige Turban, der den Sartinern versagt ist. Die Kirgisen sind schlechte Mohammedaner und kümmern sich wenig oder gar nicht um die Weisungen des Propheten.

Durch dieses vielfarbige Menschengewirr, das die Straßen des Basars durchflutet, drängen sich die Scharen der Vierfüßler. Langsam schreiten die unförmlichen Kamele der Karawane, von einem Esel an der Spitze geführt, im Gänsemarsch dahin, riesige Lasten auf ihren Rücken schleppend: Tee, Baumwolle, Matten, Teppiche und andere Erzeugnisse des Landes. Reiter zu Ross und Esel suchen ihren Weg durch die Menge: „Poscht, poscht.“ Vorsicht, Vorsicht, lönts bald rechts, bald links, bald vor uns, bald hinter uns und schnell flüchten wir in eine Nebengasse, um nicht unter die riesigen Räder einer „Arba“ zu kommen.

Die einzelnen, überaus engen Basarstraßen, laufen strahlenförmig in gewölbten Rotunden, die mit einer hohen Kuppel bedeckt sind, zusammen. Wie früher in Deutschland, so liegen auch in Buchara die Läden der gleichartigen Gewerbe in den verschiedenen Rotunden, Straßen und Höfen zusammen. Alles, was das Land erzeugt, oder der Buchare braucht, kann man hier kaufen. Wir wandern durch den Rüben-, den Teppich-, Seiden- und Chalatabasar, und erfreuen uns an den leuchtenden Farben der ausliegenden Sachen. Auf dem niedrigen Ladentisch kostt mit untergeschlagenen Beinen der Verkäufer, neben sich die unermessliche Schale mit grünem Tee. Mit unendlicher Geduld zeigt der Mann uns seine Waren. Einz der herrlichen Seidentücher nach dem andern holt er hervor und breitet es vor uns aus; immer neue Teppiche, bucharische, persische, afghanische, immer neue Chalate aus Baumwolle, Seide oder köstlichem Brostoff schleppt er herbei. Und mit derselben Geduld, mit der gleichen Ruhe, ohne ein Wort des Mißfallens faltet er seine Sachen wieder zusammen, wenn wir, ohne etwas zu kaufen, weitergehen, um uns die Schätze seines Konkurrenten, dessen Laden nur durch eine dünne Bretterwand oder ein Teppich von dem seinigen trennt, zu betrachten. Kismet! Allahs Willen war es, daß wir nichts bei ihm erstanden haben.

In anderen Gassen haben die Apotheker und Drogenhändler ihre Stände, in jenen Reihen verkauft man Schuhe, Waffen, Bücher, Stidereien, Metallwaren, Schmuckachen, dort wieder Federzeug in schier unermesslicher Fülle und getrocknete Früchte: Weintrauben, Pistazien, Mandeln, geröstete Aprikosenkerne und vieles andere. Auf den Ladentischen der Geldwechsler, meist Inder, liegen Haufen des einheimischen Geldes, an dessen Gebrauch wir uns gewöhnen müssen. Für wenige Ruhs, eine kleine Messingmünze im Werte von einem halben Pfennig, erstehen wir uns einige Scheiben der herrlichen Melonen, die allenthalben feilgeboten werden; oder Schaschlik, am Spieß gebratenes Hammelfleisch, in einer der vielen Garlücken, oder kleine, dreieckige Fleischpastetchen, wozu wir eine Tasse Tee trinken, die zwei Ruhs, also einen Pfennig kostet. Alle größeren Ausgaben bestreiten wir mit der „Denga“, einer Silbermünze, die etwa 30 Pfennig gilt.

Im Schatten gewaltiger Ulmen liegt, wie das Traumgebilde eines Märchens, eine hochragende Moschee. Die heiße Sonne Afrens spiegelt sich in dem leuchtenden Kachelenschmuck des kuppelreichen Gotteshauses und zaubert tausendfache buntschillernde Reflexe aus einem heiligen Teich hervor. Auf den Stufen, die ihn umgeben, lagern die Bewohner der Stadt mit ihren malerischen Gewändern und den schneeweißen Turbanen, in süßem Nichtstun. Ein würdiger Märchen erzähler hat einen großen Kreis andächtiger Zuhörer um sich versammelt. Zu den Klängen seiner Laute singt er Weisen aus alter Zeit; jetzt springt er auf, er wird lebendig, das Feuer der Begeisterung kommt über ihn: von Amerlan erzählt er, dem Gewaltigen, vor dem der halbe Erdkreis erzitterte.

Lauflose Ruhe ringsum; nur die Stimme des begeistertsten Erzählers und das Windesraunen in den alten Baumreihen durchbricht die weisevolle Stille. Ein Märchenbild, erhaben und erhebend, das nur der erschaute, den ein glückliches Geschick nach Buchara geführt hat.

## Kleines feuilleton.

Literarisches.

Detleb Siliencrons Vermächtnis. In einem Mittsommerlog ist er zur großen Arme abmarschiert, und am ersten

Herbsttage, dem Kalender nach, kam sein Testament. Zwei Bücher hat Rilicron als sein Vermächtnis hinterlassen, daran nun sein ganzes Volk erben soll. Das Volk! Ach dessen Dichters wonnigster Traum war es nicht: ihm ganz zu gehören? Das hatte Rilicron wohl immer geträumt. Aber die Erfüllung?

Sie haben ihn, als er die Sechzig erklimmen, zu häßlichen angefangen, wie man ein artiges Kind häßlich und Hofianna! geungen. Hofianna, Rilicron! Um durch dies Lärmgetöse das Schamgefühl ihrer Indofenz zu erlösen und nun den Glauben zu erwecken, als wären sie es gewesen, die den Dichter zuerst erkannt hätten.

Ganz richtig: Die Bourgeoise hat den Tyrer als den übrigen proklamiert, wie sie gewahr wurde, daß sie ihn von seiner schwächsten Seite für ihren byzantinischen Hurrapatriotismus gebrauchen könne. Das war es auch, was Rilicron am tiefsten schmerzte und schmerzten mußte. Freilich so rüchichtslos er den verkümmerten Anschauungen seiner feudalen Klasse ins Gesicht schlug — er bleibt, wenn nicht Geist von ihrem Geiste, so doch durch das Gefühl eines „gehobenen“ Standes mit ihr verbunden, mochte er auch dagegen ankämpfen, wieviel er wollte. Gleichwohl ist er in seiner Art doch ein ehrlicher Streiter gewesen; denn er gab sich, wie er war, mit allen Tugenden und Mängeln — immerhalb der seinem Talent gesteckten Grenzen. Forscher und ungenierter ist kein anderer auf dem deutschen Barnack umgeprungen wie Rilicron; und wenn er dabei dem Philistertum gehörig die Nipfelmütze ausklopste, so tat er das immer unter soldatischen Vorstellungen. Hierin liegt seine Einseitigkeit. Mit „Adjutantenritten“ hatte er begonnen; als Soldat hat er sich von seinen Verehrern verabschiedet.

Die militärische Note klingt denn auch in: „Gute Nacht“, dem Buche seiner hinterlassenen Gedichte an (Schulter u. Loeffler, Berlin). Sein letzter Wunsch ist: auf dem Schlachtfelde zu fallen, nachdem Deutschland gestagt hat und „einig“ ist. Politischen Scharfblick hat Rilicron ja nie besessen. Ihm genügt, wie allen optimistischen Schwärmern, die augenscheinliche Tatsache. Daß sich hinter ihr viel „blauer Dunst“ verbirgt, wie Heinrich Heide zu sagen pflegte, kümmerte ihn nicht. Wenn sich nun alle „Ordnungsparteien“ zu einer Kellersammlung für des Dichters Witwe entschlossen haben, so scheint übersehen zu werden, daß ihnen Rilicron gerade in seinem hier legetwillig veröffentlichten Bismarck-Cantus gründlich den Text gelesen hat. Auch manches der anderen patriotischen Gedichte steht auf sächtwachen Füßen. Ueberdies — wenn von einer Reihe aus Rilicrons prächtiger „Walladenchronik“ bereits bekannter lyrisch-epischer Stücke abgesehen wird — verbleibt herzlich wenig neues, das dem Dichterbildnis frischere Farben hinzuzufügen hätte.

Indessen tritt uns doch wieder diese herbfröhliche Natur, der nichts „Menschliches-Allzumenschliches“ fremd geblieben, sehr nahe. In den Szigilianen wie in den Sonetten und manch anderem steckt so viel Schönes und Rührendes zugleich, daß wir dem Dichter freudig bewegt beide Hände schütteln möchten, wenn er noch am Leben wäre — am Leben, das er trotz aller Kimmernisse und Schmerzen, die es ihm gebracht, so unsagbar geliebt hat. Sein „Abschied“ klingt wie ein Vermächtnis:

Ins halb schon tote Herz, ins alte, grünen  
Noch einmal Vogelsang und Sommerranken.  
Wie blau der Himmel; wie ein lustig Schwanken  
Der grünen Blätter, die sich nedend küssen.

Und nun das herbe Abschiednehmen müssen.  
Vorbei, wie zögernd, gleiten in Gedanken  
Die wenigen Stunden, die ins Herz mir sanken,  
Mit reinen Seligkeiten und Genüssen.

Gönnt mir den letzten Trunk aus diesen Schalen,  
Oh ich hinab muß in die grauen Gründe;  
O gönnt ihm mir als letzte meiner Qualen!  
Lebt wohl! Klagt eurem Gott all meine Sünde!  
Ihr kennt die Schmerzen nicht, die in mein Leben  
Sich gruben, sonst — ihr würdet mir vergeben.

Auch der novellistische Band: „Letzte Ernte“ (im selben Verlag) wird umantelt von je einem Soldatenstück, und damit hat der Leser sofort das „Erleben“ und Erlebnis vor Augen, auf das dies Buch gleichfalls gestimmt ist. Rilicron war zu sehr Dichter, um in „objektiven Verfahren“ irgend ein „Problem“ aufzustellen und ihm menschliche Figuren unterzuordnen, die nun nach Willen und Laune ihres Gestalters die Rollen von Siegern oder Besiegten spielen müssen. Sondern Menschen, die er gekannt, Schicksale, die ihnen begegneten und ihm in Gedächtnis haften geblieben, werden da plötzlich lebendig: vermöge einer dichterischen Wüdkraft, die jeden Sonnenblitz und Regentropfenfall, jedes Vogelgezwitscher und Hundegebell, jedes Nähergeharre und jeden säkurlenden Menschentritt sichtbar und hörbar hervorzaubert. Die frische Ursprünglichkeit, mit der das alles gegeben wird, deutet in jedem Federzug auf Rilicrons impressionistisches Schaffen hin. Er bleibt auch darin Poet, wenn er neben die bitterste Tragik von Tod und Sterben den Lockruf des lachenden lustigen Lebens stellt. Mit blutendem Herzen, eine salzige Träne im Auge, reißt er sich los von allem, was schmerzlich war — und uns mit. Ueber Knid und Dorngestrüpp geht's hinweg; man hat Mühe, den im Sonnenglanz flirrenden Faden der Handlung festzuhalten. Aber

wenn die Geschichte am Ende ist, weiß man, daß man mit einem echten Dichter Arm in Arm gegangen.

So sind's denn wieder prächtige Stücke, voran die unheimliche Marichengeichte: „Der Blanke Hans“, das Harpagon-Motiv: „Ehepaar Quint“, die hier — es sind alles zusammengekommen nur sieben — dargeboten werden. Denn in jeder Novelle steckt ein Stück Erleben, ein Selbstbekenntnis Rilicrons; und die „ewigen Qualen, die Demütigungen“ jenes armen, von Gläubigern gehezten Pimplenautanten in der „Schuldengeichte“: „Der gelbe Kasten“ — offenbart sie uns nicht das Erdenweh, an dem auch Rilicron zeit-lebens bis nah ans Grab getragen?  
E. K.

### Hygienisches.

Das keimfreie Schwimmbad. Die Erneuerung des Wassers in Schwimmbädern kann sehr häufig nicht so reichlich erfolgen, daß ein den Forderungen der Hygiene entsprechender Zustand gewährleistet wird. Schon nach vierundzwanzig Stunden erscheint das Wasser oft dunkel gefärbt und namentlich in den tieferen Schichten stark verunreinigt. Am Boden setzt sich ein schleimiger Satz ab, und der Aufenthalt im Wasser wird den Badenden bald gründlich verleidet. Ein gutes Mittel zur Bekämpfung dieser Mißstände ist, wie ein im „Lancet“ mitgeteilter Bericht des Mitglied einer Sanitätsbehörde ausführt, die sogenannte „elektrolytische Flüssigkeit“, d. h. eine Lösung von unterchlorsaurer Magnesia, die aus Chlormagnesium durch eine eigenartige elektrolytische Behandlung gewonnen wird. Ein Liter davon genügt, um in 1000 Litern eines durch 24 Stunden nicht gereinigten Badewassers alle organischen Stoffe zu zerstören. Bei der Verwendung der dreifachen Menge waren diese bei den angestellten Versuchen schon nach zwei Stunden vollständig verschwunden, wobei ein sehr erheblicher Ueberschuß von Hypochlorit zurückblieb. Für die Badenden bringt der Zusatz des Desinfektionsmittels nicht die geringsten unangenehmen Begleiterscheinungen mit sich, da es sich weder für den Geruch noch für den Geschmack irgendwie bemerklich macht. Die dunkle Farbe des Wassers verschwindet vollständig. Die chemische Analyse ergab vollständige Abwesenheit aller organischen Stoffe, und nach vierstündiger Einwirkung zeigte sich das Wasser bei der bakteriologischen Untersuchung vollkommen keimfrei. Die Kosten für das chemische Mittel sind sehr gering und kommen gegenüber den Aufwendungen, die für eine oftmalige Erneuerung des Badewassers erforderlich sind, kaum in Betracht. In kleineren und weniger wohlhabenden Orten, wo sich die Gefahr der Verunreinigung öffentlicher Badeanstalten noch dadurch steigert, daß es meist an häuslichen Badeeinrichtungen gebricht, muß das neue Desinfektionsverfahren auf das nachdrücklichste empfohlen werden. Es bietet auch einen guten Schutz gegen die Uebertragung ansteckender Krankheiten, deren Erreger in unbedenklicher oder leichtfertiger Weise von Badenden dem Wasser öffentlicher Schwimmanstalten mitgeteilt werden. Allerdings wäre vielleicht hier und da nötig, davor zu warnen, daß im Vertrauen auf die reinigende Kraft des Magnesiumsalzes die Erneuerung des Wassers etwa in ungebührlicher Weise vernachlässigt werden dürfte. Eine künstliche Reinigung ist selbstverständlich stets nur ein Notbehelf, wenn auch unter Umständen ein sehr wertvoller.

### Physikalisches.

Das eisenlose Schiff auf der Seereise. Das eigentümliche Fahrzeug, das auf Kosten des Carnegie-Instituts für die Zwecke der magnetischen Durchforschung der Meeresräume erbaut und nach Carnegie selbst benannt worden ist, hat jetzt seine erste Ozeanfahrt hinter sich. Am 2. Oktober verließ es den Hafen von St. John in Neufundland und traf am 14. Oktober in Falmouth an der Südküste von Cornwall in England ein. Während dieser Fahrt sind an jedem Tag mit einer Ausnahme magnetische Beobachtungen ausgeführt worden. In Falmouth wird der „Carnegie“ bis Ende des Monats bleiben, um magnetische Beobachtungen im Hafen und an der umgebenden Küste auszuführen. Dann wird er nach Madeira hinuntergehen und weiterhin über die Bermuda-Inseln nach New York zurückkehren, wo sein Eintreffen um den 1. März 1910 erwartet wird. Das Schiff steht unter dem Befehl von Kapitän Peters, der schon den Vorläufer des „Carnegie“, das Forschungs-schiff „Galilee“, kommandierte und mit ihm rund 60 000 Seemeilen zwecks magnetischer Forschungen im Stillen Ozean auf Kreuzfahrten zurückgelegt hat. Auch dieser Kreuzer war bereits mit äußerster Sorgfalt aller magnetischen Eigenschaften entkleidet worden. Beim Bau des „Carnegie“ aber wurden noch mehr Aufwendungen zur Erreichung dieses Zweckes gemacht. Die größte Schwierigkeit bereitete die Beschaffung einer nicht magnetischen Maschine, die das Schiff haben mußte, um nicht gar zu sehr vom Winde abhängig zu sein und bei Windstille nicht viel Zeit zu verlieren. Am billigsten würde eine Gasolinmaschine gewesen sein; man entschied sich aber für einen Gasmotor, da er sich im Betrieb erheblich billiger zu stellen versprach. Diese Maschine, die in der „Monatsschrift für Erdmagnetismus und atmosphärische Elektrizität“ eine besondere Beschreibung erfahren hat, ist hauptsächlich aus Manganbronze hergestellt und mit vier Zylindern ausgestattet. Einige der Ventile sind die einzigen Teile, die aus Stahl oder Nickel verfertigt worden sind.